

# Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

15. Jahrgang

Linz, 4. Juli 1947

Nr. 12

## Reinmichl

Wenn der „Pfarrer von Tirol“ die ihm zu seinem achtzigsten Geburtstag von der österreichischen, vor allem aber von der Tiroler Presse dargebrachten Glückwünsche liest, so wird er kaum Urjache haben, darauf mit den vorwurfsvollen Worten Lessings zu antworten, die da heißen: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein“. Denn seit nunmehr 5 Jahrzehnten gehören die Reinmichl-Erzählungen, die Reinmichl-Romane und gehörte der Reinmichl-Kalender zu den meistgelesenen Büchern in Tirol und weit darüber hinaus.

Er ist der Volkschriftsteller Tirols, der aus dem Volke für das Volk schreibt. Und er ist Osttiroler.

Es ist daher auch für die „Osttiroler Heimatblätter“ eine liebe Verpflichtung, dem großen Sohne der Heimat, dem populärsten lebenden Tiroler, den Dank eben dieser Heimat abzustatten zu helfen. Für diesmal wollen wir unserer Osttiroler Jugend in kurzem Umriss die Stationen seines Lebens zeigen, den nicht mehr Jungen sind sie ja bekannt.

Sebastian Kieger wurde am 28. Mai 1867 zu Oberegg im Weller Inneregg, Gemeinde St. Veit in Deferegg, als ältester Sohn des Johann und der Maria Kieger geboren. Sein Vater verdrachte als Chef und Zellhaber der Strohhuftabrik Ladstätter und Söhne lange Jahre in Prag, Demberg und Budapest. 1884 zog er sich als wohlhabender, aber kränklicher Mann in seine Heimat St. Veit zurück. 1895 starb er, nachdem er seiner Heimatgemeinde jahrelang als Bürgermeister gedient hatte. Die Mutter starb 1914 im vierundachtzigsten Lebensjahre. Der jüngere Bruder Sebastian starb 1893 als Theologiestudent. Seine Schwester Aloisia lebt auf dem väterlichen Anwesen zu Oberegg.

1880 tritt Sebastian Kieger in das Augustinum in Brzen ein, 1888 in die Theologie.

Am 29. Juni 1891 empfängt er die Priesterweihe.

Im Mai 1892 tritt er in Sillfies bei Sterzing seinen ersten Seelsorgesposten an.

Im September desselben Jahres kommt er als Kooperator nach Segten. Hier beginnt er eine Reihe von Geschichten für den „Volksboten“ zu schreiben unter dem Titel: „Was der Reinmichl erzählt“.

1894 wird er als Kooperator nach Dölsach versetzt. Die drei Dölsacher Jahre legen den Grundstein zu seiner schriftstellerischen Mitarbeit beim „Tiroler Volksbote“, der durch ihn so volkstümlich wird, daß er bald in keinem Bauernhause mehr fehlt.

1897 erfolgt seine Versetzung nach Sand in Taufers, aber schon am 1. Dezember desselben Jahres übersiedelt er nach Brzen, um Vertretungsdutse die Redaktion der „Brigier Chronik“ zu übernehmen.

Im Herbst 1898 geht er als Explosions nach Gries am Brenner und redigiert von dort aus zusammen mit seinem Mitschüler und Freunde Josef Grinner den „Tiroler Volksbote“. In diesen Jahren schloß sich „s'Wöll“ zum verbreitetsten Blatt von Tirol auf. Die sechzehn Grieserjahre sind für das schriftstellerische Schaffen Reinmichls wohl die fruchtbarsten.

In den beiden ersten Monaten des Jahres 1908 redigiert er fogar — von Gries aus! — ein Tagblatt, den neu gegründeten „Tiroler Anzeiger“.

Am 1. November 1914 übersiedelt Reinmichl als Kaplan nach Heiligkreuz bei Hall. Dort wagt er 1920 einen großen Wurf: er gibt den „Tiroler Volkskalender“ heraus, der sich als „Reinmichl-Kalender“ mit einem Schlag die Herzen derer erobert, für die er geschrieben wurde: der Bayern.

In Heiligkreuz bei Hall, wo sie jetzt eine Glode nach ihm tauften — eine Kirchenglocke, das ist das rechte Symbol — lebt er heute als Nechtzigjähriger. Er schaut bescheiden und aufrechten auf ein reiches, gefegnetes Leben zurück, der Pfarrer von Tirol. W.

## Renovierung der St. Rupertus Pfarrkirche in Kals 1943

Bei der Renovierung der Kaiser Pfarrkirche unter Pfarrer Dr. Walter Walz ist die gleichzeitige, vom Landesdenkmalamt Kärnten betriebene Restaurierung der gotischen Sebastianskapelle vor allem zu loben. Diese spätgotische Kapelle mit ihrem schönen Sternrippengewölbe und Maßwerkfenster, dem Wappenschlußstein, den Konfessionen und zwei besonders schönen gotischen Fresken: Kreuzigungsgruppe und Abkürzung der Könige, ist durch das Ausbrechen der Südwand wieder mit der Kirche verbunden und ihrer alten Bestimmung als Chörli zugeführt worden. Näheres darüber ein andermal.

Die Kirche selbst erhielt ebenfalls durch das Ausbrechen von zwei Fenstern an ihrer Sonnseite im Verein mit einer totalen Weihekung des Schiffes einen hellen und freundlichen, aber etwas nüchternen Charakter und erweckt durch den Schmuck von fünf sich kontrastreich abhebenden, neubarocken Deckenbildern mehr den Eindruck eines Festsaales als den eines Gebetshauses. Der Bild der Gläubigen ist streng liturgisch auf den einzig sichtbaren, von Karl Schmid aus Schongau restaurierten Altar, den barocken Säulenhochaltar, gerichtet. Gemäß der einfachen, modernen Gedankenwelt unserer Zeit sind, statt der früheren barocken Umfänge von Bil-

bern und Tafeln, Dekorationsbändern und Medallions nur die 14 kleinen, figurenarmen Stations tafeln, die vom selben Künstler wie die Deckenbilder stammen, in untergeordneter Stellung bezogen angebracht. Harmonisch fügte sich auch die weiß-goldene Kanzel, ein Sella aus dem Empire, mit den die Symbole „Glaube, Hoffnung und Liebe“ tragenden, marmorierten Purten ein. Das einheitliche Weiß, der zur Hauptfarbe aus dem 15. Jahrhundert stammenden, gotischen und 1820 barockisierten Kirche verleiht zusammen mit der großen Helligkeit, die die dunkelfarbigen Deckenbilder wirksam zur Geltung bringen, dem Räume eine beabsichtigte Deere und strenge Ausgerichtetheit auf den Opferaltar. Diesem großen Gedanken mußte allerdings auch manch schönes Einzelkunstwerk von 1894 des Kaiser Malers Virgil Groder und vor allem viel barocker Stuck, besonders die herrliche Wappentafel am Triumphbogen der Kirche weichen.

Trotzdem die barocke Dekoration der alten Kirche vollkommen verschwand, erhielt doch das barockisierte Stuckrippen — Lammengedölbe in fünf Monumentaltafeln als secco neuerdings eine ausgesprochen barocke Malerei durch den atab. Maler Otto Hammerle aus München: Gleich über dem Chor ist in einem, die ganze Gedölbecke einnehmenden Bilde der Kirchenpatron St. Rupertus in einem geschwungenen Stuckrippen als Fürbitter der Gemeinde dargestellt. Auf dem angeedeuteten Gedölbe sitzen ein großer und ein kleiner bewegungreicher Cherub mit Ansel und Stab, darüber schwebt auf einer Wolke der Hellige mit ausgebreiteten Armen und empfängl. Volk und Selbstlichkeit dem Schutze der Gottesmutter, die einen anderen Teil des Volkes bereits mit ihrem Mantel beschirmt.

Im ersten Bogen nach dem Triumphbogen ist die Verkündigung an Maria dargestellt: Der Erzengel Gabriel tritt aus den Wolken auf die im Gebetsruhl kniende Jungfrau zu, vor der barocke Putten spielen, während darüber die hl. Geist-Laube aus dunklen, weichen Sphären herniedersteigt.

Das größte und dominierende Bild ist „Maria Himmelfahrt“ in der Mitte des Kirchenschiffes: Festig gestützte Apostel umsehen erstaunt das leere Svab, Maria wird auf Wolken von Engeln emporgetragen und von Gott Vater gekönt. Christus mit dem Kreuz und der hl. Geist bringen Licht in die chaotisch dunkle Sphäre. Muskulöse Gestalten voll Bewegung und konträren Farben geben dem Bilde dramatisches Leben.

Als Gegenstück zu Maria Verkündigung auf der einen Seite des Mittelbildes steht auf der anderen Christ Geburt: Es ist besonders echt barock empfunden durch die Gegenüberstellung

der sich effatisch gebärdenden Hirten und dem in stiller Betrachtung versunkenen hl. Paar mit dem Christkind. Beide Bildseiten umrahmt ein architektonisches Dreiergerüst mit einer Balustrade.

Im Gemälde über dem Sängerschloß hält die hl. Säule im Kreise von reich bewegten, musizierenden Engeln ein Orgelkonzert. Allen Deckenbildern gemeinsam sind die kräftigen, kontrastreichen Farben mit buntem, braun-gelb-blauem Grundton, der nur in Gegenlicht zum blendenden Weiß der Kirche eine gewisse Festlichkeit verleiht, von dem rauschenden Farbenschaum eines Trager-Knoller- oder Soller'schen Fresco jedoch weit entfernt ist, trotzdem sich Hammerle in der ganzen Bildgestaltung wie Stuckrippen, Kontraposition, effatischer Gebärde, Verwendung von barocken Puttos, Architekturmalerei und viel Sphäre in jedem Bild, deutlich jenen heroischen Kirchenmalern anschließt. Auch an Stelle der zwei neumanischen Seitenaltäre ließ Dr. Wais von Moser Hammerle zwei Wandbilder in der

Größe von Altarblättern in derselben barocken Manier anbringen: Mutter Anna (links) und Maria mit Josef in Erwartung ihres göttlichen Sohnes (rechts). Einen völlig modernen Anstrich geben der Kirche die in ihrer Einfachheit wirkenden, neuen Stationsbilder von Otto Hammerle, der in jeder Tafel nur zwei Personen handhabend auftreten läßt.

Durch die den Bläsern und Elfenen ansaffierten Kapelle, die Stuckrippenbildung an den Stuckrippen und Deckenbildern von Stuckateur Franz Günther aus Vorderhornbach ertrockt die Kaiser Kirche irgendeine den Eindruck eines süddeutschen Innenraumes — etwa der Wessobrunner Schule. — Interessant ist bei dieser Restaurierung auch die Erreichung eines ziemlich modernen, sachlichen Zweckraumes mit zweihundert Jahre alten Mitteln: dem Stuck und der barocken Stuckmalerei. Leider bröckeln Bilder und Verputz bereits ab.

Dr. Franz Kollreider.

## Zur Kirchengeschichte Osttirols

Von Karl Maister.

Schon in den ersten Jahren seiner Amtstätigkeit, 1676 und 77 visitierte er den gesamten Nördertelch und das damals abgefaßte Visitationsprotokoll, ein Foliohand von 811 Blättern mit 1622 Seiten, stellt geradezu eine kirchliche Topographie Oberkärntens und Osttirols dar. 20 Pfarreien, 10 Vikariate, 80 Filialkirchen wurden visitiert, sowie 45 Kapellen, 2 Oratorien, 16 Benefizien, 10 Bruderschaften, 6 Spitäler und 3 Stieghäuser; stets wird der Zustand der Gebäude sowie der Stand des Vermögens angegeben; der gesamte Klerus „wird beschrieben“, Schulmeister, Organisten, Meoner, Kirchenräthe, selbst Totengräber und Hebammen werden genannt.

Durch 2 Einrichtungen sollte der Erzpriester stets über den religiös stitischen Stand von Klerus und Volk in seinem Distrikt unterrichtet sein, durch die Synoden und die Visitationen. Es war zwischen 1660 und 1780 fast die Regel, daß der Erzpriester das eine Jahr nach Osttirol kam und je nach Gelegenheit alle oder doch die meisten Seelsorgstationen besuchte („visitierte“) und das andere Jahr sämtliche Seelsorger, die Osttiroler und die Kärntner, nach Smünd zur Synode lud, oder vielmehr zitierte.

Die Archidiakonalsynode fand stets in Smünd statt und zwar meist im Herbst (Okt.), der Besuch war für sämtliche Seelsorger Pflicht, wer sein Fernbleiben nicht mit triftigen Gründen entschuldigen konnte, wurde nicht bloß gerügt,

sondern auch mit erheblichen Geldstrafen belegt. Das Erscheinen bei der Synode war für die Seelsorger aus unserem Osttirol bei den damaligen Reiseverhältnissen wahrscheinlich keine Kleinigkeit. 1734 unter dem 9. November schreibt der Lienzer Dekan dem Erzpriester, der Pfarrer von Kals sei seit der letzten Smündner Reise stets unpäßlich, also daß er meist das Bett hüten müsse und dem Bedienten des Dekans habe die Reise noch schlechter angefallen, „maßen selber unterwegs erkrankt und endlich gar 14 Tage darauf gestorben sei.“

Schon unter Erzbischof Paris Lodron, der von 1619 bis 53 regierte, waren diese Synoden eingeführt worden. Sie waren nach unserem Sprachgebrauch Kleruskonferenzen im großen Stil, verbunden mit einem von jedem Seelsorger zu erstattenden Tätigkeits- und Lagebericht. Erzpriester Daniel Zauchenberger hat das Programm einer solchen Tagung aufgezeichnet; im Visitationsprotokoll 1660 schreibt er: er habe seinem vertrauten Klerum auf 4. Oktober ab Synodum oder capitulum zitiert. Auf Erscheinung feint um 3 Uhr die Vesper und das Totenofficium für das Haus Österreich gesungen wurden; nachgehend habe ich alle und jede separatum (einzelne) für mich berufen, von ihnen die Zahl der Kommunikanten, der Neugetauften, der Ehegeschickungen, der Sterbefälle, der Trübsaligen, der Ungehorsamen, der Nachlässigen eingenommen, die Zeugnisse der mo-

nächtlichen Belichten der Seelsorger und die Strauqualitäten revidiert, alsdann allen anbefohlen, daß sie um 6 Uhr morgens beim ersten Glockenschlag sich in der Kirche mit ihren Chorbrütern und Biretten einfänden. Um 7 Uhr feint die Laudes (Teil des Drosiers) nach solchen das Requiem und Lobans gefungen wurden, darzwischen alle Priester Mess gelesen. Nach Vollenbung der geistlichen Funktionen habe ich abermalen alle jamentlich vor mich betruessen und ein Exhortation gehalten, die Bestimmungen des Kirchenrechtes über Leben und Wandel der Priester einen jedweden, so zugegen gewesen, eingehändig, den abwesigen aber durch die Anrainenden zugefandt und dieselben zu beobachten, nachzukommen, und zu Herzen zu fassen nach meinem Vermögen vermahnet.

Dann werden die Steuer „Rückständler“ angeführt und die „Religionsbefreite“, worunter in Rodlach 3, Dellach 2, Leng 1, Holz 2 und Traburg (Oberdrauburg) 3 Andersgläubige angeführt werden. (Als Seltensstück zu dieser Smündner Synode könnte die Beschreibung einer Synode für das Archidiaconat Untertärnten dienen, die der St. Pauler Prior im dortigen Laufbuch I 355 hinterlassen hat, und die sich auf die am 10. Oktober 1747 in Wölfermarkt — Genfforum lautet die schöne lateinische Übersetzung — gehalten bezieht; sie stimmt im Wesentlichen mit der Smündner „Tagesordnung“ überein.

Die erste Archidiaconatsvisitation fand, soweit bisher bekannt durch den Untertärnter Erzpriester Genillont und den Konfistorialassessor Diechtl im Jahre 1614 statt (Hofrat Martin schrieb darüber in den D. S. Bl. 1926). Berichte über die regelmäßige durchgeführten Visitationen bürgt das Smündner Archiv erst seit 1660, von da ab bis zur Auflösung sind die Visitationsberichte zwar nicht lückenlos, aber zahlreich vorhanden. Bei seinen Visitationstreffen besuchte der Erzpriester meist persönlich alle Seelsorgsstationen Osttirols, manchmal brachten es die Witterungs- und Wegverhältnisse mit sich, daß dies nicht geschehen konnte, wie 1687 im Mai, wo St. Veit und St. Jakob wegen Schnee und Eis und zerstorren Wegen nicht besucht werden konnten, die zitierten Vikare aber mit ihren kanonischen Büchern in Mattel erscheinen mußten; ein andermal war ein anderer Hindernisgrund, so konnte der Erzpriester, nachdem er 1686 das Mölltal visitiert hatte, Osttirol „wegen einer hier stark herrschenden Viehseuche“ nicht besuchen. Über die Schwierigkeiten einer solchen Visitationstelle spricht sich das Protokoll von 1676 bei Gelegenheit der Schilderung des Weges nach Rals ausführlich aus: „Das Dorf Rals

ist in einem Hochtal gelegen. Wo der Weg von der Straße abzweigt, tocht er steil und abschüssig, zur Linken Berge und Felsen, zur Rechten ganz tief braunten der Bach. Es ist an manchen Orten, wo es am tiefsten hinab geht und einem die Haut schauert, wenn man hinab steigt, ein kaum handbreiter Weg. Der mit dem Erzpriester reisende Vikuar, sein Kaplan Johann Schöpf, hatte Unglück, indem sein Pferd ins Rutschen kam und von 12 Bauern mit Seilen heraufbefördert werden mußte. Das Ralsertal ist toll und liegt zunächst unter den Tauern.

Neben diesen beiden Generalmitteln zur Beaufsichtigung seines Bezirkes verfügte der Erzpriester über weitgehende Macht, unter Klerus und Volk die Ordnung aufrecht zu erhalten. Für Verfehlungen irgendwelcher Art gab es nicht nur mündliche und schriftliche Rügen und Geldstrafen, sondern auch ein Carcer Canonicus zu Smünd, in welchen die fehlenden Kleriker „gelegt“ wurden. So erfahren wir z. B. daß, als der Erzpriester im November 1693 auf seiner Visitationstour die Döllach berührte, der Pfarrer dieses Ortes dazwischen in carcere canonico in Smünd war. Besonders verboten war unter anderem der Gessittlichkeit die Teilnahme an Hochzeiten, d. h. an deren zweiten Teil, wo es wohl manchmal ausgelassen zugegangen sein möchte. Um dieses Verbot stürmerte sich u. a. einstens auch der Aggelsdorfer Vikar, Matthäus Silberthaus (1667 bis 1687) nicht. Dafür hatte er 5 Gulden Strafe zu zahlen, eine Wallfahrt nach Suggau zu machen und ein Zeugnis peracto confessionis (Beichtzettel) vorzulegen. Auch weltliche Untertanen wurden vorgerufen, durch den Erzpriester verhört, auf sein Betreiben wurden durch die weltliche Behörde Hausdurchsuchungen bei Verdächtigungen veranfaßt, die vorgefundenen feuerschweren Bücher öffentlich verbrannt und nicht gering ist die Zahl derjenigen, die auf seinen Bericht hin des Landes vertrieben worden sind.

Der Erzpriester war ein großer Herr, gegen sein Wort gab es wohl nicht viel einzutenden. Kein Wunder, daß sich die untergebenen Priester der submissen Devotion in ihren Eingaben befleißigten. Und wenn sie eine besondere Bitte vorzubringen hatten oder sich sonst des erzpriesterlichen Wohlwollens versichern wollten, so tate auch beim Herannahen der verschiedenen Festzeiten wurde allerhand nach Smünd getragen und geschickt: Der Pfleger von Mattel schickte frisch erlegte Gansen, aus Leng kommt ein Blüchli Forellen, Stein- und Haselhühner, im Notfall auch ein paar geringe Hasein, wurden geschickt, ab und zu ein Gebinde köstlichen Weins aus dem

Stiftsteller von Neustift (durch den Pfarrer von Aßling) und der arme Vikar von Prägeraten sandte toenigsten ein paar hundert „Schnecken“, da er ja selbst sonst nichts hatte und Schnecken damals als besonderer Delikatessen sich vieler Beliebtheit erfreuten. Und oft mag es tochtlich aufrichtige Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen sein, was die Absendung solcher Geschenke veranlaßt hat. Neben vielen Schreiben streng amülichen Charakters bürgt das Smündner Archiv auch eine große Zahl von Gratulationschreiben, Höflichkeitstriefen und leider auch Demuntiationen toichtigster Art. Nachfolgender Brief des Lienzer Dekans Karl Chriac Troher an den Erzpriester vom 17. Dezember 1717 ist in doppelter Hinsicht ein Beispiel, einmal als Satzperiode (der ganze Brief ein Satz) und dann der submissen Devotion: „Gleich wie der Hochwohlstand Euer Hochwürden meines gebietenden Herrn Erzpriester mich jederzeit höchstens consolieret, also tut mich auch meine untertänige Schuldigkeit verbinden, ergo (von neuem) die Kühnheit zu nehmen, Euer Hochwürden meinen gebietenden Herrn Erzpriester zu den abermalen annahenden hochheiligen Weismachtsferien und darauffolgenden neuen Jahresantritt in geziemender Reverenz untertänig zu congratulieren und von der Allmächtigkeit (Allmacht) Gottes also flehendlich zu erbitten, daß seine göttliche Majestät Euer Hochwürden und Gnaden meinen gebietenden Herrn Erzpriester gleich wie bisher also auch fürderhin beharrliche Gesundheit und Hochwohlsein auf unzählige Zeiten zu meiner sonderen Freudebezeugung allermildest conserbieren, mit aber das höchst erwünschliche Glück unentzogen angedeihenlassen wolle, daß ich in ideo Gnaden Hochmigung lebenslang beharre und die gnädige Lizenz erhalten möge, nächst meiner untertänigen Empfehlung mich rühmen zu dürfen, als Euer Hochwürden meines gebietenden Herrn Erzpriesters dienstschuldwilligster untergebenet Kaplan Karl Chriac Troher“.

Zwischen dem Erzpriester und diesem Dekan scheint überhaupt ein recht herzliches Verhältnis bestanden zu haben, denn auf des Dekans Nachsicht hin, daß seine Mutter gestorben sei, teilte ihm der Erzpriester mit, daß er für die „bestwertigste gnädige Frau Mutter selig“ drei Messen gelesen habe. 1712 im Mal bedauert es Dekan Troher sehr, daß der Erzpriester nicht zur Installation des Pfarrers Wilhelm Ernst von Effer nach Mattel kommen kann; er habe sich schon auf den Besuch des Erzpriesters eingerichtet und eilige gefangene „Bach-Forellen“ und Spargelsalat bereitgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Pustertalerpost in alter Zeit

Von Dr. Josef Windhager, Oberpostrat i. R.

Es waren nämlich bei jeder Poststation zwei Pferde aufgestellt. Die Bezahlung der Postboten richtete sich damals nach der von der Regierung bestimmten Anzahl von Pferden und betrug 8 fl. (Gulden) je Pferd und Monat. Wegen der Kosten wurde alsbald bei jeder Station je ein Pferd abgebannt. Da der Regierung die Auslagen weiterhin zu lästig waren, — 500 fl. waren sogar ausständig — trug man sich 1521 mit dem Gedanken einer gänzlichen Aufhebung dieser Post. Im Herbst war man aber wieder genötigt, von St. Lorenzen bis Görz fünf Postlager (Poststationen) aufzurichten. Diesmal waren es aber bloß Postboten zu Fuß. Die monatlich 4 fl. erhielten. Wie immer hatte auch diese Post nur kurzen Bestand, bis wieder unruhige Zeiten die Regierung zwingen, einen eiligen Nachrichtendienst einzurichten. Dies war gleich im Jahre 1526 der Fall, als Michel Gaismayer im Pustertal und Umgebung einige Wirtsal verursachte und die Regierung dem damaligen Postmeister zu Innsbruck, Gabriel von Loris, befahl, in das Pustertal zwei Posten zu legen, nämlich einen zu Bruned und einen „in der Aue“ (Thal bei Stenz).

Die Türkengefahr des Jahres 1532 brachte wieder eine Post im Pustertal auf die Beine, „Bretellen der Streiff von Türken bis in fernaden geht und sich weiter herauf bis Stenz bewegt.“ Die mit je einem Pferd versehenen Poststationen waren Neustift, St. Lorenzen, Toblach, Abfalterbach und Stenz. Ende Oktober war die Türkengefahr vorüber und die Posten konnten wieder aufgekündigt werden.

Mit dem Jahre 1532 können wir vorläufig das Ende der kaiserlichen Reitposten durch das Pustertal ansehen. Im nächsten Jahre wurde von der Regierung Lorenz Brugger in Neustift als Postbote zur Beförderung der Briefe durch das Pustertal aufgestellt und erhielt für vierzig Tage einen Lohn von 3 fl. 12 kr. (Kreuzer). Der Innsbrucker Postmeister (Loris) kaufte sich die Briefbeförderung auch in die abseits seiner Postlinien gelegenen Orte und Gegenden zu sichern. Die Loris bauten so allmählich und planmäßig ihre Stellung als Postmeister für ganz Tirol aus. Loris hatte den Briefbotendienst auch im Pustertal an sich gebracht, wenn er auch nicht wie sonst überall Reitposten, sondern bloße Fußboten hielt. 1534 erhielt er von der Kammer einen namhaften Betrag für die Briefpost nach Toblach und dem übrigen Pustertal und 1538 erfolgte eine neuere Zahlung für Brigen nach Helmfelds und anderen Orten. Es wurde ihm dabei besonders

aufgelegt, Aufschreibungen zu machen über die Empfänger der Briefe, damit man weiß, ob es Regierungs- oder Parteienbriefe sind. Damit ist der sichere Nachweis geliefert, daß die Loris schon damals ganz offen Privatbriefe beförderten und sich natürlich dafür bezahlen ließen.

In den folgenden Jahrzehnten fehlten uns die urkundlichen Nachweise über eine einheitliche Posteinrichtung im Pustertal. Die einzelnen Gebiete behielten sich mit eigenen Boten. So unterhielt 1578 die Stadt Stenz einen Postboten in der Person des Bartholomäus Mahr. Ebenso hielt sich der Brixner Fürstbischof einen Briefboten für seine Beschlüsse in Untraß, Buchenstein und Schurn an der Gader. Dieser Botendienst, den Christian Hauninger innehatte, trug sogar die Merkmale eines förmlichen Lehens und hatte die Auflage (Pflicht), für den Bischof, wenn er sich sommers in Bruned aufhielt, das Grünkraut zu rechen. Wie diese Herrschaftsboten so konnten auch andere landesübliche Boten Privatbriefe mitbefördern, da eine geregelte Posteinrichtung nicht bestand. Von einer bestimmten Brieftage wie bei der ordinari Post konnte keine Rede sein. Von Postboten, die den Loris unterstanden, fehlen aus dieser Zeit bestimmte Nachrichten.

Von „ordinari Postboten“ im Pustertal haben wir erst seit dem Jahre 1609 sichere Kunde, als die Regierung anlässlich der Religionsunruhen in Kärnten Fußgehende Postboten durch das Pustertal bestellte. Ein solcher Botengang von Stenz bis Sillian, der zweite von Sillian bis St. Lorenzen und der dritte von da bis Mittelwald am Eisack zum Anschluß an die Post Innsbruck — Bozen. Aber auch diese Boten befuhren noch nicht regelmäßig, sondern nur bedarfsweise. Da diese Post nur vorübergehend bestand, änderte sich in den beschriebenen Verhältnissen nichts. Das Brixner Brieflehen gestaltete sich sogar zu einer beständigen Einrichtung aus und ging 1613 von Hauninger auf dessen Schwiegersohn Andrá Holzer, bezw. dessen Tochter Eva über. Ähnliche Briefdienste waren beim Jägerhof an der Lamertelse bei Stenz aufrechterhalten, wo der Inhaber die Briefe von Schloß Brud zum Schlosse Rabenstein im Virgental zu tragen hatte. Es handelte sich hier durchwegs um herrschaftliche Briefboten.

Dazwischen hinein ordnete Erzherzog Maximilian 1611 an, daß für die Schreiben von oder nach Wien Boten von Sterzing oder Innsbruck aus nach Brud an der Mur zu bestellen seien; von Brud aus ging die ordinari Post

nach Wien. Auch diese Botenpost kam nur als vorübergehend bezeichnet werden.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren dann die Pustertaler Briefboten schon in den Loris'schen Postdienst eingereiht. Im Jahre 1652 erteilte Paul Freiherr von Loris dem Postmeister von Brigen, Carl von Offenhausen, die Instruktion, die seinen Pflichtenkreis umschrieb. Hierzu erging im nächsten Jahre die Ergänzung, daß der Postmeister von allen in das Postamt Brigen eintreffenden Briefen das gebührende Briefgeld, nämlich von jedem Bogen 3 kr. zu befehlen und zu verrechnen habe. Von diesem Briefgelde hatte er auch die Pustertaler Postboten zu „kontentieren“ (befriedigen). Diese Entlohnung konnte in Form eines sogenannten Afforbes (Pauschal) oder nach dem einzelnen Stück erfolgen. Solche Afforbe waren damals mehrfach üblich. 1655 schloß das Haller Damenstift als Besitzerin der Herrschaft Stenz mit dem Postmeister von Brigen einen solchen Afforb in Bezug auf die Briefschaften von und nach Stenz, wobei eine jährliche Summe von 9 fl. vereinbart wurde. Damals bestanden im Pustertale zwei Briefträger, einer zu Bruned und einer zu Stenz, die beide vom Postamt Brigen als dem für ganz Pustertal zuständigen Postamt abhängig waren. Der Postmeister konnte anstatt dieser auch andere taugliche Boten auf seine Verantwortung aufnehmen. Der Wolksteinische oder Bergischer Postbote war aber dem Postmeister nicht untergeordnet. Ausdrücklich war es dem Postmeister frei gestellt, mit den Briefträgern ein Pauschale oder die Einzelvergütung zu vereinbaren.

Zwischen dem Postmeister und den Postboten gab es bald Streit gerade wegen dieser von Loris festgelegten Abhängigkeit, welche die Postboten nicht anerkennen wollten. Sie behaupteten, sie unterständen dem Wolksteinischen Bergwerkweisen und der Postmeister könne sie nicht absehen und könne mit ihnen nicht afforbieren.

Auch wegen der Afforbsumme ergaben sich Unstimmigkeiten, da die Bogen vorgaben, sie könnten im Jahre nicht mehr als 11 fl. Briefgeld abliefern. Darauf konnte aber der Postmeister nicht eingehen, da die Boten wöchentlich über 100 Briefe in Brigen zur Aufgabe brachten oder abholten. Weiter berief er sich darauf, daß auch in Bozen für die Briefe 3 kr. gezahlt würden. Der Postmeister war sogar gewillt, statt des Bruneder Boten einen anderen aufzunehmen, der ihm 1656 ein jährliches Briefgeld von 30 fl. angeboten hatte. Loris gab dem Postmeister Recht und stellte es ihm anheim, andere Boten anzustellen, hierbei wurde betont, daß vom Briefgelde die Regierungsbriefe befreit seien. (Fortsetzung folgt.)